

Italiens überforderte Familien

In Italien ist die Fertilität der Frauen ungewöhnlich stark eingebrochen. Italienerinnen fällt es besonders schwer, Arbeit und Kinder in Einklang zu bringen. Sie werden von der Politik und den Ehemännern benachteiligt.

Nikos Tzermias, Rom
18.4.2012

Mamma mia! In kaum einem anderen Land rufen die Menschen wie in Italien die Mutter an, wenn ihnen Schreckliches oder Verblüffendes widerfährt. Die Mutter, ihre Kinder und die Familie haben in Italien, das immer wieder von fremden Mächten beherrscht wurde, seit Jahrhunderten das Fundament der Gesellschaft gebildet. Die Familie sei «eine Festung in einem feindseligen Land», schrieb Luigi Barzini in seinem Bestseller «The Italians». Der berühmte Publizist meinte, dass die Frauen das Rückgrat der Familie seien und Italien ohne sie wie ein Kartenhaus zusammenbrechen würde. Allerdings hätten es die Italienerinnen im Verlauf der Jahrhunderte auch gelernt, ihre Männer vergessen zu lassen, dass sie ohne ihre Frauen nichts auszurichten hätten.

Schwieriger Wandel

Barzinis Buch erschien zu Beginn der 1960er Jahre, als die italienische Familie nach katholischem Vorbild noch bestens zu funktionieren schien. Die Apenninenrepublik erlebte ein Wirtschaftswunder. Es herrschte allgemeine Aufbruchstimmung. Die zumeist an den Herd gebundenen Italienerinnen brachten im Durchschnitt zwei oder drei Bambini auf die Welt. Das Land wurde im Ausland zumeist mit «la dolce vita», dem süßen Leben, identifiziert – obschon Federico Fellinis berühmter gleichnamiger Film bereits gesellschaftskritisch gemeint war. Mit einiger Verzögerung wurde dann Italien von einem stärkeren Gesellschaftswandel erfasst. Ehescheidung und Abtreibung wurden gegen den Widerstand des Vatikans 1974 und 1978 legalisiert. Die Zahl der Heiraten nahm ab und jene der Trennungen zu, wenn auch nicht so stark wie in anderen Industrieländern. Die Geburtenrate begann in den siebziger Jahren stark zu fallen, auch in Italien wurden die Familien immer kleiner.

Liegt Italien mithin im allgemeinen Trend? Mitnichten. Die Fertilitätsrate ist in Italien nämlich noch stärker als in den meisten anderen Industrieländern gefallen. Von 1970 bis 1995 sackte sie von 2,43 Kindern je Frau auf 1,19 ab. Seither ist die Zahl zwar wieder etwas gestiegen und hat sich bei knapp 1,4 stabilisiert. Dies jedoch vorab dank der deutlich höheren Geburtenrate unter den Einwanderern. Selbst so zählt Italiens Fertilitätsrate weiterhin zu den niedrigsten in den Industrieländern und liegt noch stark unter dem sogenannten Ersatzniveau von 2,1 Kindern je Frau.

Bemerkenswert ist der starke Geburtenknick vor allem aber auch deshalb, weil nur 48 Prozent der Italienerinnen erwerbstätig sind, gegenüber einer durchschnittlichen Quote von 59 Prozent im gesamten OECD-Raum. Die Turiner Wirtschaftsprofessorin Daniela Del Boca weist zudem darauf hin, dass die Beschäftigungsquote der Frauen in der OECD in den letzten 15 Jahren immer noch stark zugenommen habe, während sie in Italien gerade noch knapp stagnierte.

Gebären erst ab dreissig

Mithin kann im Fall von Italien die Erwerbsquote der Frauen weit weniger stark als in anderen Ländern für den Rückgang der Fertilität verantwortlich gemacht werden. Dies umso mehr, als in manchen Industriestaaten wie den USA, Grossbritannien, Frankreich, Schweden und anderen nordischen Ländern eine überdurchschnittlich hohe Fertilitätsrate, die fast das Ersatzniveau erreicht, mit einer ungewöhnlich hohen Beschäftigungsquote der Frauen einhergeht. Diese Vergleiche weisen darauf hin, dass es Italienerinnen besonders schwerfällt, Kinder und Beruf miteinander zu vereinbaren.

Zwar wünschen sich die jungen Italienerinnen weiterhin zwei Kinder. Doch zuerst streben sie eine möglichst gute Ausbildung an und versuchen, sich am Arbeitsmarkt zu behaupten. Bemerkenswerterweise ist heute der Anteil der jungen Frauen (25- bis 34-Jährige) mit einem Universitätsabschluss (24 Prozent) deutlich grösser als jener der männlichen Alterskollegen (15 Prozent). Vor diesem Hintergrund denken Italienerinnen in der Regel erst im Alter von über 30 Jahren ernsthaft ans Kinderkriegen, womit sich jedoch die Wahrscheinlichkeit von Nachwuchs erheblich reduziert hat. Del Boca, die auch das Turiner Forschungszentrum Child leitet, weist darauf hin, dass ein Viertel der erwerbstätigen Frauen bei der Geburt des ersten Kindes die Stelle aufgeben, und das vielfach unter dem Druck der Arbeitgeber, die bei der Anstellung illegalerweise oft ein undatiertes Kündigungsschreiben für alle Fälle unterschreiben lassen. Von den Frauen, die wegen der Geburt ihre Stelle aufgeben, nehmen später nur zwei Fünftel wieder eine Erwerbstätigkeit auf.

Wie schwer berufliche Karriere und Mutterschaft in Italien vereinbar sind, zeigt auch eine von der OECD im vergangenen Jahr veröffentlichte Statistik. Danach blieb ein Viertel der Italienerinnen des Geburtsjahrs 1965 kinderlos, gegenüber 10 Prozent in Frankreich, 12 Prozent in Spanien, 15 Prozent in Schweden, 16 Prozent in den USA und 20 Prozent in Deutschland.

Rückständige Familienpolitik

Die Turiner Soziologieprofessorin Chiara Saraceno lastet die zugleich niedrige Fertilität und Erwerbstätigkeit der Italienerinnen grundsätzlich einer Familienpolitik an, die noch in den fünfziger Jahren steckengeblieben sei und zu einer kolossalen Überforderung der heutigen Familien geführt habe. Der Familie würden alle Probleme aufgebürdet, um die sich in den meisten anderen Ländern der Sozialstaat kümmere.

Saraceno und Del Boca verweisen auch auf die letzten OECD-Statistiken, nach denen die öffentliche Hand in Italien für Familien mit Kindern bloss 1,4 Prozent des Bruttoinlandprodukts verausgabt, gegenüber einem OECD-Durchschnitt von 2,2 Prozent. Für Familien fehlen substanzielle Steuererleichterungen, obwohl die niedrige Fertilität die Alterung der Gesellschaft beschleunigt und deren Altersvorsorge untergräbt. Beide beanstanden vor allem auch den grossen Mangel an öffentlichen Kinderkrippen. Nur für 12 Prozent der Kinder unter drei Jahren ist Platz vorhanden, während die Quote in Frankreich und den nordischen Ländern 30 bis 40 Prozent erreicht. Zugleich sind die italienischen Unternehmen vergleichsweise selten bereit, den Bedürfnissen erwerbstätiger Mütter entgegenzukommen. Rund die Hälfte der Kleinkinder erwerbstätiger Mütter werden in Italien laut dem Statistikinstitut Istat von den Grosseltern betreut. Dies hat jedoch den Nachteil einer eingeschränkten wirtschaftlichen Mobilität.

Die Ökonomen Alberto Alesina (Harvard University) und Andrea Ichino (Università commerciale Luigi Bocconi) werfen Saraceno und Del Boca zu grosse Staatsgläubigkeit vor und weisen etwa auf die USA hin, wo die Fertilität sowie die Erwerbstätigkeit der Frauen trotz schwachen öffentlichen Diensten hoch sind und die Familien dank einem höheren Einkommen in erster Linie auf kommerzielle Betreuung zurückgreifen. Ganz abgesehen davon bezweifeln die zwei Professoren, dass mehr öffentliche Dienste das Grundproblem erwerbstätiger Mütter lösen könnten und auch für die Kinder am besten wären.

Alesina und Ichino identifizieren die in Italien völlig unausgewogene Arbeitsteilung zwischen den Ehepartnern als Haupthindernis. Italien ist gemäss verschiedenen Studien das einzige westliche Industrieland, in dem die Frauen insgesamt, nämlich zu Hause und ausserhalb, bedeutend länger als die Männer arbeiten, nämlich im Durchschnitt 80 Minuten mehr pro Tag. Im Haushalt arbeiten Frauen täglich 5 Stunden und damit über 3 Stunden mehr als ihre Männer, was im OECD-Raum nur noch von Mexiko, der Türkei und Portugal übertroffen wird.

Alesina und Ichino meinen dazu, dass sich hinter der Forderung nach mehr öffentlicher Fürsorge letztlich weiterhin die Haltung verberge, dass sich in erster Linie die Frauen um die Kinder, die Alten und den Haushalt kümmern müssten. Dabei gebe es in einer entwickelten Wirtschaft immer weniger Arbeiten ausser Hause, bei denen die Männer in technischer oder biologischer Hinsicht noch einen komparativen Vorteil hätten. Umgekehrt könnten die Männer den Frauen nur die Schwangerschaft und das Stillen nicht abnehmen. Dennoch dürften die Frauen für die berufliche Karriere weiterhin nicht dieselbe Energie aufwenden wie die Männer, da ihnen der Grossteil der Haushaltspflichten aufgebürdet werde.

Zweifellos haben sich während der letzten Jahrzehnte auch die allgemeinen Wirtschaftsprobleme Italiens negativ auf die Geburtenrate ausgewirkt. Diese Schwierigkeiten haben dabei vorab die junge Generation getroffen, die am rigiden Arbeitsmarkt, an dem die bereits Beschäftigten geschützt werden, benachteiligt ist. Dies schränkt die Möglichkeiten ein, eine eigene Familie zu gründen; bereits seit vielen Jahren weist die Apenninenrepublik bei den jungen Arbeitskräften eine der niedrigsten Beschäftigungsquoten in der EU auf.

Nur 35 Prozent der 15- bis 29-Jährigen sind erwerbstätig, gegenüber einer Quote von 50 Prozent in der EU-15. Besonders bedenklich ist, dass 2,1 Millionen beziehungsweise über 20 Prozent der jungen Italienerinnen und Italiener weder arbeiten noch studieren. Der Gründung kinderreicher Familien abträglich ist sodann gewiss auch der Umstand, dass zwei Drittel der 18- bis 34-Jährigen noch bei den Eltern wohnen, während sich der Anteil in Frankreich auf 30 Prozent oder in Nordeuropa gar nur auf 20 Prozent beläuft.

Einführung des «ius soli»?

Die niedrige Geburtenrate droht schwerwiegende demografische Folgen zu haben. Bereits seit Anfang der neunziger Jahre weist Italien, das bis in die achtziger Jahre noch ein Auswanderungsland gewesen war, ein Geburtendefizit auf. Das Statistikamt Istat prognostizierte unlängst, dass die Bevölkerungszahl in den nächsten fünfzig Jahren um 11,5 Millionen auf 49 Millionen zu schrumpfen droht, wenn der Rückgang nicht durch eine verstärkte Immigration ausgeglichen wird. Bei einer derartigen Stabilisierung der Einwohnerzahl würde sich der Ausländeranteil ohne Einbürgerungen von 7,5 auf 23 Prozent erhöhen.

Diese Perspektive hat in letzter Zeit immer wieder Diskussionen darüber entfacht, inwieweit die Einbürgerung erleichtert und sogar das in den USA geltende «ius soli» eingeführt werden soll, mit dem alle in Italien geborenen Kinder von Einwanderern die Staatsbürgerschaft erhielten. Dafür sprach sich im November kein Geringerer als Staatspräsident Giorgio Napolitano aus. Im Mitte-Links-Lager wurde der Aufruf sofort begrüsst. Vertreter der Koalition des im November zurückgetretenen Ministerpräsidenten Berlusconi reagierten ablehnend.

Zum Thema

Umstrittene Migrationspolitik Italiens vor Kurswechsel

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat Italien wegen der Abschiebung von Bootsflüchtlingen nach Libyen verurteilt. Rom will seine Migrationspolitik überdenken. Das Urteil könnte auch für andere EU-Staaten von Gewicht sein.

Romina Spina, Rom / 27.2.2012, 00:00

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.